Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 14

Artikel: Ein Mann, der einen Weltteil veränderte [Fortsetzung]
Autor: Elbogen, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756846

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Mann, der einen Weltteil veränderte

VON PAUL ELBOGEN

Erste Fortsetzung

Im April ist Haßkarl bereit zur Abreise — ein deutscher Schlosser namens Göbel wird ihn als Dolmetsch begleiten, einen großen Hund, der sich in diesen Monaten an Haßkarl angeschlossen hat, will er nicht in Lima lassen, da er die Tierquälerei der Spanier kennt, er nimmt ihn mit, vielleicht wird er ihn vor Gefahren im Urwald beschützen können. Thermometer, botanisches Handwerkszeug, Barometer, Medikamente, vor allem viel Chinin, alles ist vorbereitet. Am folgenden Tage wird Haßkarl aufbrechen. Da bekommt er in der Nacht Schmerzen im Arm. Am Morgen steht der Arriero mit den Maultieren vor dem Hause — «Dr. Müllers» Arm ist faustdick angeschwollen, eine winzige Wunde hat in diesem Klima eine schwere Blutvergiftung verursacht. Ein geachteter französischer Wundarzt, Dr. Douglas, nimmt sich seiner an, anfangs Mai ist die Geschwulst zurückgegangen, der Arm gerettet. Wieder packt man alles auf die Maultiere, dann zieht «Dr. Müller» mit dem Arriero und seinem Dolmetsch und «Majordomo» los (was ungefähr soviel wie Dragoman oder Geschäftsführer heißt)— Richtung: die nach Osten liegende Cordillere. Haßkarl kann nicht gut reiten, es ermüdet ihn sehr, zumal man schon am zweiten Tage auf 2000 Meter, am vierten zu einer Minen-Hacienda, einer Siedlung bei einer Silbermine, in fast 4000 Meter kommt, die einem Breslauer Herrn Pflücker gehört. Einige Tage später überschreitet man die Paßhöhe in 5000 Meter Höhe, die Maultiere keuchen in der dünnen Luft, ebenso Göbels und der Arriero — Haßkarl spürt nicht das Geringste von der «Sarocha», der Bergkrankheit. Aber sein Stolz vergeht, als man, nur 300 Meter tiefer, zu einer kleinen deutschen Kolonie gelangt, und er nun einfach nicht mehr aufzustehen vermag; alles dreht sich rund um ihn, er kann nicht atmen, das Herz schlägt wie einer der Pochhämmer des nahen Silberwerks. Wird er hier bleiben müssen?! Wird er zurückkehren müssen, ohne auch nur eine einzige Cinchone gefunden zu haben! Die Deutschen pflegen und füttern den Landsmann, dem es durchaus nicht besser werden will — da kommt zufällig ein Direktor von Dürrfeld ins Zimmer und lädt sofort Haßkarl zu einem «Spazierritt» ein. Trotz heftigsten Widerspruchs wird Dr. Müller mitgeschleift, muß aufs Pferd steigen, und Dürrfeld reitet mit ihm über Stock und Stein, obwohl sein Begleiter jammert, er werde vom Pferd fallen. Aber von Schritt zu Schritt wird ihm besser, er gewöhnt sich an die dünne Luft, er kann atmen, das Herz schlägt normal, und als sie heimkommen, ist er völlig akklimatisiert — und hat nie wieder unter der Bergkrankheit zu leiden.

Haßkarl nimmt Abschied von den Deutschen und damit von der Zivilisation. Seine Absicht ist es, die zweite Cordillere zu übersteigen, um an ihrem östlichen, nach Brasilien geneigten Abhang die ersten Chinarindenbäume zu finden. Nun erst versteht er, warum die Leute in Lima, und zwar alle, vom Minister bis zum Eseltreiber, immer wieder sagten, in der «Montaña», dem Gebirge, könne man nicht reisen. Gleich hinter der Siedlung der Deutschen fällt das erste Barometer aus dem Paket von dem Rücken des Maultiers, nun geht es auf einem kaum erkennbaren Pfad über Geröll und Felsblöcke aufwärts. Im Halbdunkel erreicht Haßkarl das Plateau der zweiten Cordillere — vor seinen Füßen liegt ein steiler, weiter unten urwaldbestandener Abhang, der sich in der brasilianischen Ebene verliert. Der Deutsche fragt zur Sicherheit, was das für ein Land dort unten sei. Und der Besitzer einer Viehhacienda antwortet ihm in tiefstem Ernst:

«Das dort unten, Señor? Das ist Spanien oder Portugal», — es sind die einzigen Länder der Welt, von denen er gehört hat.

Haßkarl ist sehr erregt: diese Wälder müssen — nach den Forschungen des Franzosen Wedell — Cinchonen enthalten! Er kann in der Nacht nicht schlafen, früh am Morgen jagt er die Begleiter auf. Hinunter nach Mantus, einem kleinen Oertchen, bewohnt von Kolonisten und Indianern, unendlich schmutzig und vom Urwald durch- und überwachsen. Niemand weiß etwas von Chinarindenbäumen, weder die Spanier noch die Eingeborenen. Verschiedene Streifzüge bringen nichts als Mißerfolge: es ist dichtester tropischer Urwald; jeder Schritt muß mit der Machete, dem kleinen Messer der Südamerikaner, durch das Gewirr des Unterholzes geschnitten werden, manchmal kann man nur einige hundert Meter im Tag zurücklegen und muß wieder umkehren. Keine Cinchonen! Der Botaniker könnte jeden Tag Hunderte und Tausende von seltenen Pflanzen erbeuten und bestimmen — aber er darf das ja nicht tun! Eine einzige muß ihn locken, und die kann er nicht finden! Da sagt ihm jemand, daß es in der Nähe des Indianerforts Chanchamayo, «Cascarillos», Rinden der kostbaren Bäume gäbe. Und sofort macht er sich zu diesem exponierten Fort auf — und zwar zu Fuß, da Maultiere für diesen Weg nicht zu haben sind. Denn es ist ein höllischer Weg, den er gehen muß: bald in sechshundert, bald in zweitausend Meter Höhe, durch grauenvollen Urwald, wo rote Zecken von den Bäumen fallen und sich in den Nacken bohren, bald Giftschlangen vor den Stiefeln weghuschen, bald Jaguare, Pumas und gefährliche Wildschweine über den Weg brechen. Es ist furchtbar heiß, auch auf den Höhen kann man kaum atmen unter den dampfenden Bäumen. Es schwirrt von Fliegen und Mücken, die Hände sind zerstochen, ebenso das Gesicht trotz des Schleiers, manchmal muß man Scharen von Termiten von den Stiefeln abkehren, einmal schlägt der Begleiter eine handgroße Spinne von Haßkarls Schulter fort. So geht es tagelang fort, bald übernachtet man in einer winzigen Hacienda, bald auf einem Baum, zum Schutz vor den Tieren. Endlich kommt man vor dem Fort an, das aus zwei Gründen dort angelegt wurde: der Kommandant soll mit seiner Besatzung die Indianer des Perené-Flusses im Zaum halten, anderseits soll er möglichst friedliche Beziehungen zu diesen noch nicht missionierten «Wilden» unterhalten. Er nimmt «Dr. Müller» freundlich auf. Als sie abends bei einer der unzähligen Schnapsflaschen des Kommandanten sitzen, erklärt dieser dem Forscher seine Tätigkeit:

«Meine Soldaten zeigen den Indianern über den Fluß hinweg allerlei Tauschgegenstände, Tabak, Glasperlen, Spiegel — und wenn die Burschen dann herüberschwimmen wollen, schießen wir sie ganz leicht ab — ein köstliches System, Señor, nicht wahr? Ja, ich halte sie in Respekt! Wenn sie es einmal wagen, mit ihren Blasrohren vergiftete Pfeile auf meine braven Soldaten zu schießen, dann rotte ich immer ein ganzes Dorf aus —» Vorsichtig meint Haßkarl nach dieser martialischen Erklärung, er wolle den Perené hinunterfahren, ob er nicht eine Eskorte haben könne, worauf der Oberst dies mit brüllendem Gelächter ablehnt: ob Dr. Müller denn wahnsinnig geworden sei! Haßkarl muß also darauf verzichten, die Indianer am andern Ufer nach Chinarindenbäumen zu fragen, sendet mit einem Boten einen Bericht an den Minister Tirado über die vorgefundenen Umstände und das Fort, und marschiert gegen Süden, niedergeschlagen und wütend: alles mißlingt! Seit Wochen ist er im Innern des Landes, seit Monaten in Peru, Hunderte von Pesos sind ausgegeben, schwere Strapazen überwunden — völlig ergebnislos! Man hat nicht nur keinen einzigen Cinchonenbaum gesehen, man hat nicht einmal davon gehört! Dazu ist dieser «Majordomo», der Schlosser Göbel, ein Idiot, der alles nur noch verschlimmert! Am besten ist es, ihn zu entlassen — was Haßkarl auch bei der Rückkehr nach Mantus tut, trotz des Protestes des unfähigen Menschen. Ein Herr Klee aus Berlin, dem Haßkarl mitten im Urwald als Kolonisten begegnet, verschafft ihm einen eingeborenen Dolmetsch, der zwei Indianersprachen spricht: Quichua und Arrama, nun wartet man auf die Eskorte der Regierung, die Haßkarl angefordert hat. Unerträgliche Anspannung in diesen Tagen und schlaflosen Nächten: zum erstenmal wird dem Forscher eigentlich so recht klar, welche tolle Aufgabe er da auf sich genommen hat: noch niemals in der Geschichte der Expeditionen hat es derlei gegeben! Er muß nicht nur durch feindliche Natur in unbekannte Gegenden reisen, ohne Karte und Führer, man darf nicht ahnen, was er vorhat! Er reist nicht zu wissenschaftlichen Zwecken, er reist als Dieb, als Räuber, wenn auch in einem bis dahin unbekannten Sinne, Dieb und Räuber und Spion für die ganze Menschheit — aber wenn man ihn entlarvt, ist er verloren!

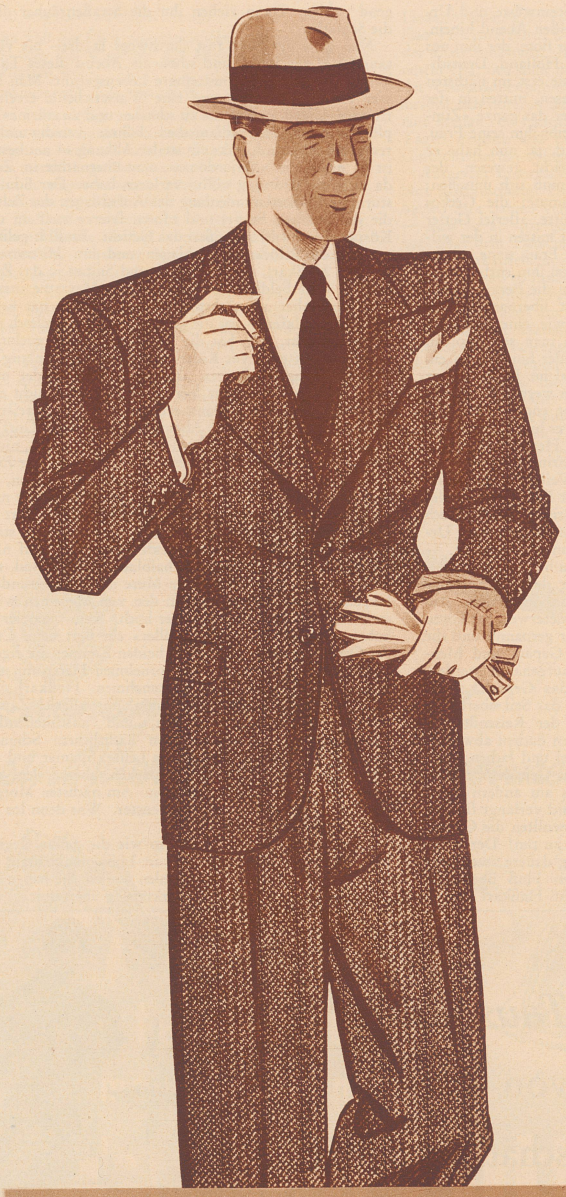
Endlich kommt die Eskorte — mit der Haßkarl, nachdem die Soldaten ihren Rausch ausgeschlafen haben, aufbricht. Wieder über Berg und Tal, 2000 Meter hinauf, tausend hinunter, durch schneidendsten kalten Wind und in dämpfende Urwälder. Kurz vor Jauja, dem nächsten Ziel, gibt es einen Wildfluß, über den als Brücke ein einziger glatter Baumstamm gelegt ist. Die Träger laufen auf bloßen Füßen hinüber, Haßkarl muß sich auf den Bauch legen und kriecht, lachend über seine europäische Ungeschicklichkeit, ans andere Ufer. Dann überschreitet man eine Cordillere von 3000 Meter, und nun scheint alles gut zu gehen: In Jauja liegt ein Empfehlungsbrief des Ministers Tirado an den «Gubernador» von Uchubamba, und dort, so wird Haßkarl von allen Kolonisten und Indianern bestätigt, gibt es bestimmt Cinchonen. Wenige Tage später, anfangs Juli, kommt Haßkarl nach schweren Strapazen in den kleinen Ort, dessen «Cura» (etwa Bürgermeister) ihn devot begrüßt, nachdem er das Schreiben der Regierung gelesen hat. «Dr. Müller», sagt ihm, er erforsche hier das Pflanzenleben und wolle vor allem Cinchonen haben. Ja, er schreibe sogar eine besondere Belohnung aus für den Rindensammler, der ihm Blätter, Samen und Früchte der besten hier vorkommenden Bäume bringe. Sofort zerstreuen sich die Cascarilleros im Urwald, und schon nach ganz kurzer Zeit bringt einer von ihnen eine Pflanze, von der er stolz behauptet, es sei eine Königs-Cinchone. Haßkarl untersucht die ihm übergebenen Blätter und Rinden, das sind weder Cascarillos bobos, die schlechteste Sorte mit ein oder zwei Prozent Chiningehalt, noch gar die Calisaya, die hier Cascarillos finos heißen — das sind überhaupt keine Chinarinden!! Der Sammler wünscht mit wütenden Gebärden die Belohnung, Haßkarl lacht nur:

«Bist du denn verrückt! Das sind keine Cascarillos!»

«Herr, bei der Seligkeit meiner unsterblichen Seele — das sind die feinsten, die es hier gibt!»

«Hinaus mit dir, du Betrüger!» ruft Haßkarl, aber da wird der Indianer wütend und packt den Deutschen am Arm:

«Du bist ein Betrüger, hast uns armen Cascarilleros Geld versprochen, und nun willst du nichts zahlen!» Die Lage wird bedrohlich, Haßkarl ist kräftig, aber an der Türe zeigen sich noch mehrere Kollegen des rabiaten Indios. In diesem Augenblick tritt zum guten Glück der Cura ein und beginnt mit den Leuten so zu fluchen, wie es nicht einmal ein europäischer, sondern nur ein tropischer Spanier kann: ob denn der gelehrte Herr hier das nicht besser verstünde als so ein verdammter Indianer. Der Herr sei ein berühmter Mann, der die ganze Provinz beglücken werde, und da wolle ihm so ein Gauner und Brigant übers Ohr hauen! Zornig schleicht der Mann hinaus. Aber wenige Stunden später kommt er wieder, diesmal mit einigen Kameraden, und bringt wenigstens Blätter von Cinchonen mit, wenn auch weder Blüten, Früchte oder gar Samen und junge Pflänzchen. Aber Haßkarl weiß nun, daß es hier die gesuchten Bäume gibt und in seiner Freude — die er natürlich vor dem Cura verbergen muß — gibt er den Leuten die Belohnung. Nun aber hält er es keine Stunde mehr aus. Es ist ein Uhr mittags — er geht ganz allein vom Hause fort und steigt, den Rucksack am Rücken, ins Gebirge hinauf. Sein Botanikerauge sucht die wohlbekannte Blätterform,



Wegen der Qualität . . . .

die PKZ-Leitgedanke ist seit über 50 Jahren, werden Sie bei gründlicher Prüfung der Stoffe, der Arbeit, der Passform immer wieder

PKZ kaufen!

Und gerade die praktische Strapazier-Kleidung wird es Ihnen beweisen: Die Qualität allein bewährt sich!

PKZ-Anzüge

Fr. 48.- 58.- 68.- 78.- 88.- 98.- 110.- 120.- bis 170.-

PKZ

BASEL BERN BIEL LA CHAUX-DE-FONDS GENÈVE LAUSANNE LUGANO
LUZERN NEUCHATEL ST. GALLEN WINTERTHUR ZÜRICH 1

Woran erkennt man einen guten Kaffee?

Guter Kaffee muß mild und sehr aromatisch sein. Manche Leute glauben: je bitterer, desto besser; sie verwechseln bitter mit aromatisch.

Ein hervorragender milder Kaffee, den man überall in gleicher Güte bekommt, ist der coffeinfreie Kaffee Hag. Nur ausgesuchte Sorten, darunter edle Hochgewächse aus 3000 bis 4000 Fuß Höhe, werden für Kaffee Hag verwendet. Das Coffein hat mit dem Aroma nichts zu tun. Es wird den rohen Bohnen entzogen, während das Aroma sich erst während der Röstung entwickelt.

Unzählige Menschen, denen früher der Arzt jeglichen Kaffeegenuß verbieten mußte, können unbedenklich ihren guten echten Bohnenkaffee trinken, seit es Kaffee Hag gibt.

Kaffee Hag schont Herz und Nerven, er kann die Nieren nicht reizen, den Schlaf nicht stören.

Kaffee Hag regt an, aber nicht auf.

Er gewährt vollen Genuß. Warum also warten, bis erst der Arzt zu Kaffee Hag rät?

Noch heute auf KAFFEE HAG umstellen!

Kaffee Hag kostet Fr. 1.50 das Paket

KAFFEE SANKA-BRASIL, coffeinfreies Hag-Produkt, das Beste vom Billigen. 95 Cts. das Paket.

Jagdlust läßt sein Herz beben, wie schade, daß man Sultan, seinen Hund, nicht auf Cinchonen dressieren kann, so muß er lächelnd denken, während er mit der Machete verwachsene Urwaldwege öffnet. Stundenlang findet er nichts. Es ist grauenhaft heiß, der Tropenhut drückt wie ein Zentnergewicht in die Stirne, die Mücken- und Fliegenstiche brennen wie Feuer, die dunstige Luft ist kaum atembar — aber das eben, oh, Haßkarl weiß das genau, ist die Temperatur und das richtige Klima für die Chinarindenbäume. Da — was sind das für Sträucher, die drei Meter hoch zwischen Lianen und Farren und Orchideen wuchern! Haßkarl stürzt auf sie zu wie auf einen Goldschatz: es sind zweifellos Cinchonen, von geringerer Art, dieselben, die die Indianer brachten, aber es sind Cinchonen, die ersten, die Haßkarl zu Gesicht bekommt. Hastig und mit zitternden Händen sammelt er Blüten und vor allem die winzigen Samen aus den Früchten — beides gibt es an den Sträuchern — zieht vorsichtig und langsam eine Menge kleiner Pflänzchen aus dem weichen Urwaldboden, packt sie in Zeitungspapier, die Fruchtkapseln und Blüten in den Rucksack, und steigt nach mehreren Stunden mühsamer Arbeit, am ganzen Körper durchnäßt, als wäre er ins Wasser gefallen, im letzten Sonnenlicht wieder nach Uchubamba hinunter. Hier verpackt er noch in derselben Nacht die Samen — es müssen Millionen sein, da sie kleiner sind als ein Mohnkorn — in ein Kistchen und ebenso die jungen Pflänzchen, es sind neunundfünfzig. Das Ganze schickt er am 26. Juli nach Lima, es kann nicht auffallen, wenn einige kleine Kistchen, deren Inhalt man nicht kennt, in Lima bei einem Gärtner Weber ankommen, den Haßkarl damit beauftragt hat, sie in Transportkasten, sogenannte Wardsche Kästen, zu verpflanzen und nach Holland zu senden. Da der Maultiertreiber sie davonführt, sieht Haßkarl ihnen lange nach: werden sie ihr Ziel erreichen? Wie viele davon werden verdorren, verwelken, zu Grunde gehen? Jedenfalls muß man noch andere und bessere suchen und sie persönlich nach Lima bringen!

Er verläßt Uchubamba nach vierzehntägigem Aufenthalt und geht noch tiefer ins Gebirge hinein. Das Reiten wird bald unmöglich, so schickt er sein Gepäck nach Jauja zurück und reitet oder klettert neben seinem Sultan, nun viel besser gelaunt als vorher, durch tiefe Täler und über hohe Berge und Hügel. Die Träger beginnen, den stämmigen Herrn zu bewundern, der viel besser geht als sie selbst, den keine Schlange, kein Skorpion, keine Hitze abhält weiterzugehen, und einmal sitzen sie wahrhaftig neben ihm und sehen ihn an wie einen Gott: da findet Haßkarl nach schwierigstem Aufstieg einen vorspringenden Felsen mit Aussicht auf eine tiefe und schöne Schlucht, zieht ein Klapphorn aus dem Tornister — er hatte beinahe vergessen, daß er es mitgenommen — und bläst traurige deutsche Lieder über Steinwüste und Urwald Perus in den sinkenden brennheißen Abend hinein. Genau in diesem Augenblick bringt ein Bote, der ihm aus Uchubamba gefolgt ist, Briefpost aus Holland, Deutschland und Java, aber Haßkarl kann sie erst im nächsten «Quartier», einer kleinen Estancia lesen, mitten in der Nässe eines echt tropischen Regens, der das ganze «Zimmer» unter Wasser setzt: ach, da schreibt ihm seine Frau, daß sie und die Kinder wohlauf sind, ja, nun habe er schon vier Töchter, die Geburt sei leicht gewesen, der Brief ist drei Monate alt. Haßkarl muß sich umsehen: ihm ist wie in einem Alptraum zumute: die Geckos schreien an den Wänden der Strohhütte, allerlei Getier brummt und saust um die Kerze, er ist mitten in der wildesten Cordillere Perus — und seine Frau, seine geliebten Kinder zehntausende Kilometer von ihm entfernt!

Tags darauf geht es weiter, hoch in die Berge hinauf, man muß am Gletscherrand im Zelt übernachten, die ganze Nacht heult der arme Sultan wie eine Seele im Fegefeuer, aber zum erstenmal kann man seit Wochen wieder richtige Luft atmen. Und wieder hinunter in ein Dorf, wohin der Geistliche nur einmal im Jahre kommt — alle Taufen, Firmungen, Segnungen werden für diesen Tag aufgehoben, der durch Vertilgung enormer Mengen von Schnaps seine Weihe erhält. Gibt es hier Cascarillos? Nein — man weiß gar nicht, was der Herr meint! Coca, Kaffee, Reis, Weihrauch — aber Chinarinden, die kennen wir nicht. Wozu braucht man die? Weiter! Ein Träger, der schon einige Tage vorher gemurrt hat, verschwindet wortlos. Sein Gepäck wird auf die übrigen verteilt. Auch sie haben es satt, hier sinnlos herumzusteigen, vom Urwald zu den Gletschern, hinunter, hinauf, hinunter — und dem verrückten Europäer dabei zu helfen, «die Quellen des Amazonas zu suchen», wie er ihnen seine Reise erklärt hat. Nun kommt man gar an den wilden Rio Grande, dessen Tosen man schon kilometerweit hat hören können. Ein Seil ist hoch oben drüber gespannt, und die Puenteros, die Brückenleute, ziehen Gepäck und Menschen, die an einer Art von Bügel aufgehängt werden, von der andern Seite hinüber. Erst das Gepäck, denkt Haßkarl, vor allem ausprobieren, ob das Seil überhaupt hält! Die Leute sind entzückt, daß der Reisende den Transport seines Zeltes und der andern Sachen abwarten will, sie schlagen sich auf die Schenkel und lachen Haßkarl freundlich zu. Nun schaukelt das Gepäck über dem schauerlichen Abgrund. Kaum ist es am andern Ufer, kommt einer der Puenteros herüber und verlangt fünfzig Pesos mehr, Extraprämie — deshalb wollten die Gauner erst das Gepäck haben. Aber was ist zu tun! Der brave Dolmetsch meint halblaut, ein Umweg dauere zwei Tage und die Maultiere könnten durch den Fluß überhaupt nicht waten, er sei zu reißend. So muß Haßkarl schweigend zahlen. Dann ziehen ihn die Straßenräuber über die Schlucht.

Nun geht der Weg fast durchwegs in drei- bis viertausend Meter Höhe, und schon am Abend dieses Tages kommt Haßkarl in unmittelbare Lebensgefahr: Man hat vier Flüsse durchquert und eine Wasserscheide erreicht. Es wird Abend, es beginnt zu schneien und zu stürmen — plötzlich sind die indianischen Führer verschwunden, rechts ein Abgrund, links ein steiler Abhang — am besten ist es, meint der «Majordomo», man übernachte im Zelt, da man die Richtung völlig verloren habe. Der Schneesturm verhindert stundenlang das Aufschlagen des Zeltes, die durchnäßten Stiefel und Hosen frieren steif an den Körper, Eisnadeln zerreißen das Gesicht. Endlich gelingt es doch, die Pflöcke einzuschlagen und um Mitternacht kriechen Haßkarl, der Dolmetsch und Sultan in das Zelt, in dem man Feldbett und aufblasbare Matratze installiert hat. Aber am nächsten Morgen — man hat keine Minute geschlafen — ist die ganze Gegend meterhoch mit Schnee bedeckt, man hat die Richtung völlig verloren. Müde und zitternd vor Kälte stapft man stundenlang im Gebirge herum, aufwärts, abwärts, endlich findet man eine Hütte — sie ist ganz leer. Kein Proviant, nicht einmal Milch zu finden! Dann erreicht man eine Hacienda — auch sie ist leer. Gegen Abend betritt man ein Dorf — kein einziger Mensch zu sehen! Und nichts zu essen, nichts zu trinken! Endlich findet der «Majordomo» einige Eier, die er einer uralten Frau abgekauft hat, der einzigen, die nicht mit den andern fortgewandert ist; nun erfährt man auch, warum die ganze Gegend menschenleer war: in Huarcatan findet das alljährliche Fest, die «Fiesta», statt, und da muß einfach jeder Mensch dabei sein! Auf nach Huarcatan! befiehlt Haßkarl halblaut und lächelnd, obwohl ihm gar nicht danach zu Mute ist. Nach stundenlangem Marsch kommt man in den von Menschen wimmelnden Ort, dreitausend Meter hoch. Kein Quartier zu haben, endlich findet «Dr. Müller» ein Bett beim Cura des Ortes, der aus einem seiner beiden Zimmer die eigene Familie hinauswirft, um den vornehmen Herrn mit den großartigen Empfehlungen aufzunehmen. Haßkarl sieht vom Fenster die große Prozession, mit allerlei Zaubereien heidnisch-christlicher Art, und anschließendem Feuerwerk samt unmenschlichem nächtlichem Schnapskonsum. Ihm fällt auf, daß alle Leute, Spanier und Indianer, zu seinem Fenster heraufsehen, aber er legt sich trotz des wüsten Lärmes schlafen. Am nächsten Morgen Geschrei und Gebrüll vor dem Fenster. Was denn los sei, fragt Haßkarl den Cura.

«Die Leute haben sich, ebenso wie die ganze Gegend um Jauja, von der Regierung in Lima unabhängig erklärt, weil sie keine Steuern zahlen wollen. Sie haben der Regierung in Lima die Kriegserklärung übersandt.»

Tausende von Frauen schätzen den Tag, an dem dieser Vertreter kam

Bevor sie einen Hoover besaßen, bezeugten sie kein großes Interesse dafür. Erst als ihnen der Hoover-Vertreter zeigte, wieviel Schmutz der Hoover aus ihren «sauberen» Teppichen herausholte, erkannten sie, wie dringend sie einen solchen Reiniger benötigten. Keine von ihnen würde heute mehr freiwillig auf den Hoover verzichten. Keine von ihnen würde die zeitraubende, mühsame Methode von früher wieder anwenden. — Ihnen ginge es genau so! Befreien Sie sich von den schweren Hausarbeiten. Lassen Sie den Hoover-Vertreter kommen, der Ihnen die vielen Vorteile dieser neuzeitlichen Reinigungsmaschine in Ihrer eigenen Wohnung unverbindlich vorführt.

Eines der verschiedenen Hoover-Modelle eignet sich bestimmt für Ihre Verhältnisse. Schon von Fr. 215.- an erhalten Sie einen echten Hoover, der «klopft, bürstet und saugt», und für Fr. 45.- die praktischen Zubehörteile zum Entstauben von Polstern, Vorhängen, etc. Auf Wunsch sehr bequeme Zahlungsbedingungen.

Der HOOVER

EINGETRAGENE SCHUTZMARKE

ER KLOPFT . . . er bürstet . . . und saugt

Alle unsere Apparate sind radiostörfrei

nur Fr. 215.-

An die HOOVER-Apparate A.-G., Bahnhofstraße 31, Zürich
Orell Füssli-Hof, Abteilung F (Telephon 56.680)

* Senden Sie mir bitte Ihren Prospekt über die HOOVER-Modelle
* Ich wünsche einen HOOVER für 2 Tage unverbindlich auf Probe

Name: .....

Adresse: .....

* Nichtgewünschtes bitte durchstreichen WM

«Und was habe ich damit zu tun?»

«Man hält Sie für einen verkleideten Offizier der Regierung, der die Wege für das anrückende Militär auskundschaften soll.»

«Und was will man von mir?»

«Man beratschlagt noch — ob man Sie nur einsperren soll, oder gleich heraufkommen und Sie totschlagen oder aufhängen.» Haßkarl sieht den Cura an: der fette Mann mit den herabhängenden Strümpfen und dem zweifellos seit Monat ungewaschenen Hals lacht gemütlich, aber meint es ganz im Ernst. Hier ist keine Sekunde zu verlieren: Haßkarl ermahnt seine Leute zur größten Eile, sagt ihnen Huanta als Ziel, verläßt das Haus durch eine Hintertüre und entkommt unerkannt auf seinem Maultier.

In Huanta kommen ihm seine Träger und der Dolmetsch mit Sultan nach, aber das Gepäck aus Jauja läßt auf sich warten. Acht Tage muß er untätig in Huanta mit dem Subpräfekten nächtelang Schnaps trinken, dann sendet er den Majordomo ab, wartet weitere elf Tage, endlich kommt das Gepäck an. Er reist sofort nach Cuzco, so rasch als irgend möglich — es ist Anfang September, das letzte benützbare Schiff geht am 28. Dezember von Lima nach Panama ab — und er hat doch die Cinchonen noch gar nicht, die er mitnehmen will! Ueber Lianenbrücken geht es und quer durch Stromschnellen, über Firn und durch Urwald am selben Tag. Von Cuzco, der alten Inkastadt, eilt Haßkarl weiter nach S a n d i a, einem Ort, den man ihm immer von neuem als Zentrum der Chinarindensammler bezeichnet hat. Und wirklich melden sich dort, in der Nähe der bolivianischen Grenze, eine Menge von Cascarilleros bei ihm, die ihm nach neun Tagen Früchte und Blüten von dreizehn verschiedenen Cinchonensorten bringen.

Aufgeregt untersucht der Botaniker die Beute, furchtbare Enttäuschung. Es ist zu spät im Jahre, alle Früchte hatten ihre Samen verspritzt, die Regenzeit rückt heran — man ist zu spät gekommen! Verzweifelt sitzt Haßkarl über dem Tisch und starrt auf die hohlen klappernden Samenkapseln in seinen Händen — dann aber steht er auf: er muß so rasch als möglich nach Lima zurück, um nicht in den wilden Felsgebirgen und den Sandwüsten zu Grunde zu gehen! Im nächsten Frühjahr wird er es nochmals und zum letztenmal versuchen — und dann wird es, nach den Erfahrungen, die er gesammelt hat, gelingen, oder er wird Europa nicht wieder lebend betreten!

Und er beginnt die schauerliche Rückreise: zwei Tage hinter Cuzco erfährt er, daß wieder einmal ein Krieg zwischen Bolivien und Peru ausgebrochen ist, von der «Revolution», deren Zeuge er war, nicht zu sprechen. Aber er entfernt sich ja von der bolivianischen Grenze — nur vorwärts, das ist nun die Hauptsache! Er erlebt Sandhosen und Schneestürme, Temperaturen von minus fünf und plus vierzig Grad, tagelang gibt es nichts zu essen als ein Stück Schokolade; tränenden Auges hat er endlich doch den guten Sultan bei einem Bergkolonisten zurücklassen müssen, auch das Gepäck ist auf das Mindeste verringert worden! Wo ist nun die Hoffnung geblieben, das Schiff zu Ende Dezember zur Heimfahrt nehmen zu können? Todmüde, fiebernd, niedergeschlagen, blutend aus vielen kleinen Abschürfungen kommt Haßkarl in Arequipa an, wo er sich eine Woche lang im Hause eines deutschen Kaufmanns Harmsen ein wenig erholen kann — vor dem letzten Teil seiner Rückfahrt. Denn den Marsch durch die gefährliche Sandwüste zum Hafen Islay muß man in einem Tage und einer Nacht zurücklegen — dies gelingt durch eine letzte Anspannung aller Kräfte. Völlig erschöpft nimmt Haßkarl am nächsten Abend Abschied von seinem braven «Majordomo» und den beiden Trägern, und besteigt ein Schiff, das ihn nach Lima zurückbringt — ohne Rinden, ohne Samen, ohne junge Pflanzen! Wird es ihm beim nächsten Ansturm im Frühling gelingen!? Und was ist aus den Samen und Pflanzen geworden, die er aus Uchubamba weggeschickt hat?

(Fortsetzung folgt)

Frauen, die leiden, sind durch unsere physik.-diät. Kur meist schneller und gründlicher zu heilen, als sie hoffen. Aufklärungsschrift No. N 37 kostenlos.
KURANSTALT Sennrüti 900 m ü. M. DEGERSHEIM

ELCHINA, das altbewährte Elixir aus Chinarinde und Glycerophosphaten. - Originalflasche Fr. 3.75 - Doppelflasche Fr. 6.25 - Kurpackung Fr. 20.—. - Erhältlich in Apotheken.

Neuekraft durch VITARNIN
Machen Sie von Zeit zu Zeit eine Kur mit unserm Kräftigungsmittel
VITARNIN
Es hat guten Geschmack und ist von höchster Wirksamkeit, wirkt blutbildend, fördert die Verdauung, stärkt Muskeln und Nerven.
Große Fl. Fr. 5.50
Kleine Fl. Fr. 3.—
In Apotheken erhältlich.
VITARNIN A.-G. BASEL
Wenn nicht erhältlich, Bestellung durch Postfach 50, Basel 9. Prompte Lieferung